



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., I.: Politische Ferien.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Politische Ferien.

Politische Resultate der letzten zehn Jahre für Deutschland. Von  
Gustav Diezel. Gotha, Scheube. —

Träge und verdrossen sehen wir den Strom der deutschen Politik dahin fließen, so langsam und unsicher, daß wir kaum unterscheiden, nach welcher Seite er geht. Eine tiefe Verstimmung hat sich des Volkes bemächtigt, es ist nicht grade das Gefühl eines starken unmittelbaren Drucks, im Gegentheil selbst in den Ländern, wo die Reaction am leidenschaftlichsten aufgetreten ist, scheint sie sich zuletzt den Bedingungen des gemeinen bürgerlichen Lebens gefügt zu haben; zufrieden mit dem Sieg über ihre politischen Gegner und mit dem Machtbesitz des Augenblicks, legt sie die Doctrinen, mit denen sie den Kampf begann, vorläufig zu den Acten und läßt sich im Wesentlichen von den althergebrachten Grundsätzen des Staatslebens bestimmen. Wie viel gerechte Klagen im Einzelnen vorkommen, im Ganzen macht sich die Re-pression der Regierungen viel weniger fühlbar als 1847; jene Verstimmung hat einen andern Grund. Auch eine unterdrückte Nation hegt zuweilen Sympathie für ihre Unterdrückten, wenn sie Kraft, concentrirten Willen und Selbstgefühl bei ihnen findet, und dies sind Eigenschaften, nach denen wir uns in den Kreisen der politischen Thätigkeit vergebens umsehen. Es ist so weit gekommen, daß in der wichtigsten nationalen Angelegenheit, in der Sache Schleswig-Holsteins, aufrichtige und einsichtsvolle Patrioten den stillen Wunsch hegen, oder ihn auch wol laut aussprechen, es möchte vorläufig nichts geschehen, damit nicht zu den vielen moralischen Niederlagen, durch die Deutschland in den letzten Jahren betroffen ist, noch eine neue hinzugesügt werde.

Vor 1848 hatte der Liberalismus ein sehr wohlfeiles Mittel, sich diese quälenden Gedanken aus dem Kopf zu schlagen, er machte nicht bloß für alles Böse und Schädliche, sondern auch für alle Kraftlosigkeit der deutschen Zustände ausschließlich die Regierungen verantwortlich, und schmeichelte sich mit der süßen Illusion, es werde von dem Augenblick alles besser gehen, wo ihm einmal das Heft in die Hand gegeben wäre. Seitdem ist aber der Augenblick gekommen, und der Liberalismus ist nicht nur der feindlichen Macht erlegen, sondern er ist unpopulär geworden. Wir gebrauchen absichtlich diesen unklaren

Ausdruck, weil er der Sache entspricht. Lange Zeit hat man sich mit dem Wahn getragen, die Angriffe gegen den Liberalismus rührten von andern, weitergehenden Parteien z. B. von der Demokratie her, heute weiß jeder, der Augen hat zu sehen, daß diese Parteien nur in der Einbildung existiren. Der Liberalismus ist unpopulär, nicht bei seinen politischen Gegnern, sondern bei dem zuschauenden Publicum, welches er nicht genug verstanden zu erwärmen, aus dem Parterre auf die Schaubühne zu locken, aus Zuschauern in Mitspieler zu verwandeln. Die beste Bürgschaft dafür sind die parlamentarischen Wahlen in allen deutschen Staaten. Freilich hat die herrschende Partei mitunter die unerhörtesten Kunstgriffe gebraucht, um sie nach ihren Zwecken zu lenken, aber die Kunstgriffe reichen in der Geschichte niemals aus, wo sich ihnen ein standhafter und entschlossener Wille entgegensezt. Die gouvernementalen Majoritäten in den deutschen Kammern sind nicht ein Ausdruck für die Uebereinstimmung des Volkes mit den Regierungen, sondern für die Gleichgiltigkeit desselben für die Politik überhaupt. Fassen wir die gelesenen Blätter Deutschlands ins Auge, so wird diese Wahrnehmung nur noch bestätigt; hin und wieder ist wol von Schleswig-Holstein, von Moldau und Walachei und ähnlichen Dingen die Rede, aber der Raum, den der Credit-Mobiler, das Affecuranzwesen, die Arbeiterfrage u. s. w. einnehmen, ist doch unendlich größer; die Grenzboten haben in dieser Beziehung ihren Collegen nichts vorzuwerfen.

Nun liegen in der That die socialen und ökonomischen Fragen in unserer Zeit nicht bloß den Interessen, sondern auch der sinnlichen Anschauungskraft des Publicums viel näher als die politischen. Ob es für das Gedeihen der Civilisation wünschenswerther ist, daß die Walachen Moldauer oder daß die Moldauer Walachen werden, daß ihr Oberhaupt aus den deutschen Fürstenthäusern oder aus den griechischen Fanarioten genommen wird, das ist eine Frage, die den deutschen Philister in seinen Musestunden recht wohl beschäftigen kann, grade wie die Frage, ob es für den Dalai-Lama schicklicher ist, den Kopf von links nach rechts oder von rechts nach links zu schütteln, aber auch dem eifrigsten Politiker würde es nicht gelingen, irgend einen aus dem Publicum zu überzeugen, daß uns das etwas angeht. Und nun wird uns von den Zeitungen die wichtige Nachricht mitgetheilt, daß der preußische Gesandte, weil irgend ein Katmakan das intelligente Volk der Walachen ungefähr ebenso behandelt hat, wie der gellertsche Amtmann die Bauern in der Fabel, dem Sultan gedroht habe, seine Pässe zu fordern, und wenn ein anderer Katmakan nach einer andern Seite hin unartig ist, so fordert vielleicht der österreichische Gesandte seine Pässe. Wir besitzen aber nicht bloß die Großmächte Oestreich und Preußen, wir haben noch Baiern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe u. s. w. Wie denkt das bairische Ministerium über das Verfahren jenes übel-

gesinnten Kaimakan? Was hat die Unzufriedenheit der moldauischen Unionisten im Cabinet von Lippe-Deimold für einen Eindruck gemacht? Das alles sind Fragen von der höchsten Wichtigkeit, und es ist wieder die goldene Zeit der Diplomaten, hauptsächlich aber für die Kammerdiener der Diplomaten, die nun die beste Gelegenheit haben, jeden Tag ein neues kleines politisches Geheimniß zu verschachern. Aber das Publicum hegt für derartige Fragen nicht mehr das Interesse, das 1847 nicht ausgeblieben sein würde. Es hat sich an den summarischen Proceß gewöhnt und gibt, ohne sich weiter auf die Gründe einzulassen, ziemlich einstimmig das Urtheil dahin ab, daß die Staatsmänner Oestreichs und Preußens nicht recht bei Sinnen sind, wenn sie sich über die Frage, ob die Moldauer legal oder nicht legal gewählt haben, untereinander entzweien. Es ist möglich, daß sich das Publicum darin irrt, daß die moldauische Nation für eine Repräsentativverfassung die wünschenswerthe Reise besitzt; es ist möglich, daß Preußens europäische Lage dadurch wesentlich alterirt wird, daß die beiden Hospodare durch einen Hospodar ersetzt worden, aber diese Möglichkeit zu begreifen, erfordert eine gelehrte politische Bildung, und diese besitzt das deutsche Publicum, das sich doch so vielen unnöthigen Wissens erfreut, Gott sei Dank noch nicht. Von einer ähnlichen Klarheit sind aber die meisten politischen Fragen, welche im gegenwärtigen Augenblick das Nachdenken der deutschen Höfe beschäftigen. Diesen Umstand muß man auch im Auge behalten, wenn man das Verhalten des deutschen Volks in der großen orientalischen Krisis richtig würdigen will. Die Sympathie desselben war zwar für einen Krieg gegen Rußland, nicht aus irgend einem politischen Grunde, sondern weil die Russen in Deutschland unpopulär sind, aber eine vollständige Einsicht in die Sache zu gewinnen war sehr schwer, und die berühmten vier Punkte, auf die man immer wieder zurückkam, waren am wenigsten geeignet, das deutsche Volk darüber aufzuklären, was es eigentlich im Orient zu suchen habe. Die sogenannte conservative Partei in Preußen hat die Wahlen von 1855 als ein Dankvotum bezeichnet, welches das preussische Volk der Regierung für ihre in der orientalischen Frage verfolgte Politik erstattet habe; das war es freilich nicht, denn man kann eine Politik nur dann anerkennen, wenn man sie in ihren innern Motiven begreift, aber es war allerdings ein Zeichen dafür, daß jene Frage dem Volk zu verwickelt erschien, um in derselben der Regierung gegenüber eine eigne selbstständige Ansicht zu vertreten.

Eine ganz andere Bewandniß hat es mit den Fragen der Nationalökonomie. Alle Welt weiß, daß seit einigen Jahren die Preise der Lebensbedürfnisse auf eine unerhörte Weise gestiegen sind, daß das bisherige Einkommen nicht mehr ausreicht, eine Familie zu erhalten. Alle Welt wird durch die Regierungen darauf aufmerksam gemacht, daß das Geld nur ein auf gesetz-

licher Bestimmung beruhendes Tauschmittel ist, namentlich das fast allein herrschende Papiergeld. Wenn man von Leipzig nach Halle fährt, trägt die Eisenbahn Bedenken, einen preussischen Thalerschein anzunehmen, wenn man von Halle nach Leipzig fährt, weist die Eisenbahn entschieden den sächsischen Thalerschein zurück. Wenn man sich in Kassel auf die Eisenbahn setzt, werden nur hessen-kasselsche Scheine angenommen, und löst man sich zu diesem Zweck hessen-kasselsche Scheine ein, so würde man auf dem ganzen Erdenrund vergebens nach einem Orte suchen, wo man sie wieder anbringen könnte. Aller Orten erheben sich Creditinstitute, die fabelhafte Procente verheissen, man legt sein Vermögen darin an, und in kurzer Zeit erfährt man zu seinem Erstaunen, daß man einen großen Theil desselben eingebüßt hat. Unter diesen Umständen ist es eine große Thorheit, über das Umsichgreifen des Materialismus zu klagen. Wie die Sachen heute stehen, ist es nicht bloß die Habgucht, nicht bloß der dämonische Trieb des Hazardspiels, der das Publicum in die Börse führt, sondern die Nothwendigkeit des Lebens; nicht um einen raschen schwindelnden Erwerb zu machen, sondern um zu existiren, ist jeder Einzelne genöthigt, sich die nationalökonomischen Begriffe, die Begriffe des Verkehrs und seiner Organisation klar zu machen; er ist nicht nur versucht, sondern bis zum gewissen Grade verpflichtet, wenn auch nur im beschränkten Sinn ein Kaufmann zu werden.

Was unvermeidlich ist kann man nicht verdammen; ja es lassen sich Gründe anführen, in dieser Abwendung von der abstracten Politik zu den concreten Fragen des Lebens einen Fortschritt zu begrüßen. Unzweifelhaft haben die Politiker der vorigen Generation den Fehler begangen, diese wichtigen Lebensfragen zu wenig zu beachten. Nur dasjenige Volk wird eine gesunde Politik verfolgen, welches in den praktischen materiellen Interessen eine solide Basis gewonnen hat. Diejenigen Völker, welche nur Politik treiben und sich in ihren Interessen von der Stimmung des Augenblicks leiten lassen, gehen von einem Extrem ins andere über und kommen nie so weit, mit zäher Ausdauer einen Plan zu verfolgen, dessen Tragweite über den Augenblick hinausgeht.

Aber jetzt sind wir freilich in der größten Gefahr, in das entgegengesetzte Extrem zu gerathen. Wir sind so tief in die Berechnung der Zinsen und Procente verstrickt, daß wir allen andern Angelegenheiten des Lebens nur eine flüchtige Aufmerksamkeit zuwenden. Indem man immer nüchterner und verständiger wird, lenkt der schöpferische Trieb der Nation in immer einseitigere Bahnen, und die schönsten Gaben des Geistes verkümmern aus Mangel an Nahrung. Daß die Kunst im schnellen Sinken ist, darüber kann sich niemand mehr täuschen, und wenn man sich auch damit trösten mag, daß Perioden des Stillstands zu allen Zeiten vorkommen, so hängen sich doch noch eine Menge

anderer Uebelstände daran. Aus dem herrschenden Geist der Berechnung gehn zwar zahlreiche Associationen zu bestimmten Zwecken hervor, aber in geistiger Beziehung isolirt er die Menschen, er schwächt jene Naturkraft des Instincts und der Leidenschaft im Volk, die doch allein im Stande ist, große Thaten und würdige Zustände hervorzubringen.

In diesem Sinn begrüßen wir es jedes Mal als einen realen Gewinn unserer Cultur, wenn ein Schriftsteller trotz der allgemeinen Blasfheit es unternimmt, die Aufmerksamkeit des Volkes auf die eigentliche Politik zu lenken, auch in dem Fall, daß er eine der unsrigen entgegengesetzte Ueberzeugung vertritt. Freilich wird diese Politik immer den Charakter der Idealität annehmen, sie wird etwas Resignirtes, etwas Unbestimmtes haben, da im Grunde jede Partei sich sagen muß, daß der Augenblick für sie noch nicht gekommen ist. Es ist das aber kein Unglück. Wenn man früher zu idealistisch war, so unterschätzt man heute den Idealismus, der doch in bedeutenden Perioden immer einer der Hauptfactoren der Geschichte bleibt. Wenn auch die gerechtfertigten Wünsche, Instincte und Ideale des Volkes heute nur eine sehr geringe Aussicht haben sich zu realisiren, so müssen sie doch auf das sorgfältigste gepflegt werden, um sich endlich zu einer wirklichen Macht zu erheben. Es war eine der verhängnißvollsten Illusionen des Jahres 1848, daß man annahm, der Instinct des Volkes, die Sehnsucht nach einer nationalen Einheit sei bereits eine Macht; er war damals nur noch ein ganz unbestimmtes Gefühl in einer nicht zu zahlreichen Classe des Volkes; wir haben die Aufgabe, durch die Erfahrungen der letzten Jahre aufgeklärt, ihn zu läutern und ihn in immer weiteren Kreisen auszubreiten.

Der soeben erschienene zweite Band aus dem Leben Friedrich Gögerns, des bedeutendsten unter den Männern, die unsere Ansicht von der Art und Weise, das deutsche Nationalgefühl zu verwirklichen, vertraten, wird uns Gelegenheit geben, auf die Ueberzeugungen der Bildungsschicht zurückzukommen, der wir heute noch ebenso angehören wie 1848, die wir aber nicht mehr mit dem Namen einer Partei bezeichnen möchten. Für heute müssen wir uns mit einem Gegner beschäftigen, bei dem wir trotz aller Ausstellungen lobend anerkennen, daß er sich durch keine Schwierigkeit abhalten läßt, für die Ideen der Politik Propaganda zu machen. Seine Idee von der Einheit Deutschlands ist, oder scheint eine andere zu sein als die unsrige, aber insofern er immer wieder von Neuem die Aufmerksamkeit des Publicums darauf hinlenkt, gehn wir mit ihm Hand in Hand.

Hr. Diezel hat in seinen politischen Ueberzeugungen bereits viele starke Wandlungen durchgemacht, und man kann vielleicht ohne Uebertreibung behaupten, daß von all seinen Ansichten nur eine dem Wechsel der Zeiten Trotz geboten hat, die Antipathie gegen die Gothaer, die mehr eine Antipathie des

Temperaments als der Ueberzeugung zu sein scheint. Wir erkennen die Berechtigung dieses Wechsels in den Ansichten um so mehr an, da derselbe sich weniger auf den letzten Zweck, die Einheit Deutschlands, als auf die Mittel zur Erreichung dieses Zwecks bezieht. Wir können uns die Sprünge von einem Extreme ins andere aus einer hitzigen sanguinischen Natur vollkommen erklären, ohne irgend ein äußeres Motiv zu Hilfe zu nehmen. Aber wir hätten gehofft, daß durch die Erfahrung seines eignen Ideenwechsels bei ihm eine größere Billigkeit gegen diejenigen eintreten würde, die im Augenblick andere Ideen haben als er. Leider ist das nicht der Fall. Das Vocabularium der Schimpfworte hat sich eher vermehrt als vermindert, es zieht sich durch das ganze Buch, concentrirt sich aber hauptsächlich in der gegen Benedey gerichteten Vorrede. Benedey hatte ihn beschuldigt von Oestreich erkaufte zu sein. Ein unverdienter Vorwurf der Art, wenn man ihn nicht ganz ignorirt, pflegt doch das Gefühl der eignen Würde rege zu machen, so daß man ihm ernst, aber gelassen begegnet. Hr. Diezel aber geräth in eine solche Aufregung, daß er nicht bloß alle Schimpfworte zusammenhäuft, die doch endlich in dem Verkehr von Gebildeten ausgeschlossen werden sollten, sondern, daß er vom „Schulzungen“, vom „infamen Ehrenabschneider“, vom „jämmerlichen Buchmacher“, vom „geschamcklosen Schwachkopf“ u. s. w., endlich bis zum „semmelblonden Jüngling“ aufsteigt. Benedeys Angriff wird ihm in der öffentlichen Meinung nicht geschadet haben, wenigstens nicht mehr als folgende eigenhändige Erklärung: Seite 13. „Wenn Herr Benedey mich für einen Schurken halten zu können glaubt, was konnte ihn berechtigen, mich auch noch für einen Esel zu nehmen? Glaubte er, wenn ich mich verkaufen wollte, würde ich es nicht klüger einzuleiten wissen?“

Lassen wir diesen unerquicklichen Punkt bei Seite, und gehen auf den Inhalt der politischen Ueberzeugungen ein, die Hr. Diezel seit seiner neuen Bekehrung gewonnen hat. Auf den ersten Anblick scheint die Umkehr eine vollständige zu sein, er verleugnet die demokratische Partei oder das, was sich so nennt, mit großer Entschiedenheit, er findet nicht bloß in Oestreich alles was geschehn ist, zu loben, er versucht sogar, sich auf den Standpunkt der berliner Kreuzzeitung zu versetzen, und nachzuweisen, daß dieselbe um die wahre Freiheit des preussischen Volks und um die Einheit Deutschlands sich große Verdienste erworben habe. Indes wird man fast bei jeder Bekehrung finden, daß sie weniger tief greift, als man vermuthet. Die Doctrinen von der echten germanischen Freiheit im Gegensatz zu der falschen romanischen, finden sich schon in seinen frühern Schriften, und wenn auch die lyrischen Intermezzos des Republikaners etwas anders lauten als die Bußpredigten der Kreuzzeitung, so wurde im Wesen der Sache dadurch wenig geändert und es hat uns im Ganzen wenig überrascht, daß er selbst im vormärzlichen Oestreich mehr wahre

Freiheit findet als im übrigen Deutschland. Die ungarischen Stuhlrichter haben ihre Leute auf eine originelle Weise prügeln lassen, und so war auch bei den Kroaten, Raizen und Panduren mehr Naturwuchs als in der Bureaucratie der kleinen deutschen Staaten, und was Hr. Diezel und die Kreuzzeitung Freiheit nennen, kommt im Wesentlichen auf dasselbe heraus, was die andern Leute als Naturwuchs bezeichnen. Wenn also Hr. Diezel in seiner demokratischen Zeit so manche Sympathie in sich nährte, die ihn zum Geistesverwandten der Kreuzzeitung machte, so verleugnet sich auch bei den begeisterten Lobreden Oestreichs der alte Demokrat nicht ganz, so namentlich in der Apologie des Volksinstincts von 1848, den nur seine Mandataren nicht verstanden hätten. Wenn Hr. Diezel die Sehnsucht nach der Einheit Deutschlands wirklich als das Bewußtsein des Volks ausgemittelt hat, dessen, was man im gemeinen Leben Volk nennt, so hat er sich dieses Volk wol in seiner Studirstube auf Kartenblättern ausgemalt.

Seine gegenwärtige politische Ansicht ist hauptsächlich durch den Vergleich zwischen der Haltung Oestreichs und Preußens in der orientalischen Frage vermittelt worden, was er sonst anführt, ist sekundärer Natur. In jenem Urtheil werden ihm wol die meisten unsrer Parteigenossen beipflichten, und wenn ein Theil der liberalen Blätter während der Krisis durch unausgesetztes Lob Oestreichs Preußen aufzustacheln suchte, dem guten Beispiel zu folgen, so setzte sich bei andern wirklich die Ueberzeugung fest, Oestreich sei wol zum Vertreter Deutschlands nach außen hin berufen. Die Thatsache steht unzweifelhaft fest, daß Oestreich damals eine bessere Rolle spielte als Preußen; nur erregte diese Thatsache bei der Mehrzahl der Patrioten mehr Schreck als Freude. Die Sache liegt nicht ganz so einfach wie Hr. Diezel meint. Es kommt nicht bloß darauf an, daß wir Angehörige eines Reichs sind, das nach außen hin glänzend repräsentirt, denn sonst könnten wir auch wol wünschen, Unterthanen des Kaisers von Rußland zu sein, der doch wol noch ein mächtigerer Herrscher ist als der Kaiser von Oestreich. Aus dem bloßen Reiche geht noch keine Nation hervor und die Niederländer haben im 16. Jahrhundert keine unglückliche Wahl getroffen, als sie den Vorzug, einem mächtigen Reich anzugehören, aufgaben und statt dessen einen freien Staat gründeten. Wenn aus einem Reich eine Nation hervorgehen soll, so müssen gemeinschaftliche Elemente vorhanden sein, in der Stammanlage, der Sitte und Bildung, die sich als ein Ganzes darstellen lassen. Von dieser einheitlichen Bildung ist aber bis jetzt in Oestreich wol noch weniger die Rede, als in irgend einem andern deutschen Staat und was davon angeführt werden kann, ist der echt deutschen Bildung entgegengesetzt. Woher kam es doch, daß die Nachricht von dem Abschluß des Concordats durch ganz Deutschland eine so ungeheure Sensation erregte? Es steckte, so viel wir beurtheilen können, keine machiavellistische Politik dahinter. Oestreich hat vom Concordat nicht den geringsten Nutzen gezogen, es hat sich

aus religiöser Gewissenhaftigkeit selbst jene Fessel aufgelegt; man hatte Unrecht, die österreichische Regierung des Widerspruchs zu zeihen, sie handelte ihrer Geschichte, ihren Voraussetzungen gemäß. Aber das ist eben der Kern der Sache: Oestreich handelt so, wie es seiner Natur nach handeln muß, uns übrigen Deutschen aber wäre es äußerst unbequem, durch äußere Nöthigung in eine ähnliche Handlungsweise verstrickt zu werden, und darum wollen wir die österreichische Hegemonie vorläufig auf sich beruhen lassen.

Hr. Diezel verlangt, man solle in der Politik auf die confessionellen Unterschiede keine Rücksicht nehmen. Ebenso gut könnte er verlangen, man solle ein Haus nicht auf den Boden, sondern in die Luft bauen. Die katholische Kirche ist eine sehr respectable Thatsache, das hat er selbst in einer frühern Schrift nachgewiesen, während sich in der protestantischen Kirche eine immer größere Zerfahrenheit kundgibt. Das ist aber kein Grund, uns der katholischen Kirche zu unterwerfen, sondern vielmehr alles aufzubieten, um den Protestantismus zu neuem Leben zu erwecken. Es ist ja nicht bloß der Unterschied des Lehrbegriffs, der uns trennt, sondern die sittlichen Einrichtungen des ganzen Lebens bis zu den Primärschulen herunter. Je kräftiger sich Oestreich ausbreitet, desto wachsammer müssen wir sein, uns vor den Einflüssen eines Staats zu hüten, der seine Sache mit der des Katholicismus identificirt.

Uebrigens ist Hr. Diezel gleich den meisten Freunden Oestreichs in seinen Anforderungen ziemlich unbestimmt. Er verlangt vom deutschen Volk, es solle Oestreich freundlich entgegenkommen, in welcher Art, das wird nicht angegeben. Für die Eroberung Deutschlands durch Oestreich scheint er nicht zu sein, und was den Staatenbund unter Oestreichs Hegemonie betrifft, so ist er ja nominell schon vorhanden und die glänzenden Früchte desselben bewähren sich von Jahr zu Jahr. Ueber die projectirte Zolleinigung ist bereits im vorigen Hefte das Nöthige gesagt worden. Selbst wenn sie zu Stande kommen sollte — und die Unmöglichkeit kann unter den gegenwärtigen Umständen niemand behaupten — so wird sich daraus nur ergeben, daß dieses weiträumige Territorium weder das Interesse einer gemeinschaftlichen Handelspolitik, noch die Drangane derselben besitzt.

Preußen hat sich in den letzten Jahren öfters schwach gezeigt, und es ist möglich, daß es diese Rolle noch eine ganze Zeit fortspielt. Es wäre überflüssig, diese Thatsache verleugnen zu wollen, sie kann aber keinen Einfluß auf die deutsche Politik ausüben. Preußen ist ein Capital der deutschen Nation, freilich zur Zeit noch ein todttes, aber es ist doch vorhanden und erwartet nur die Hände, die es in Umlauf setzen. Grade weil Preußen ein unfertiger Staat ist, mit großen Anlagen und einem gesunden Kern, gehört es Deutschland an, Oestreich kann wenigstens bis zu einer gewissen Grenze für sich selbst leben. Wenn einmal ein deutscher Staat zu Stande kommt, so wird das nicht in der

gemüthlichen Weise wie es früher projectirt ist, geschehen, sondern durch einen harten Kampf, der seine sehr schlimmen Seiten haben wird. Dieser Kampf kann nur durch eine bereits organisirte Staatskraft geführt werden, und eine solche existirt bis jetzt nur in Preußen. Der Instinct der Nation, der sich doch wol in den Kreisen, aus denen die gothaische Partei hervorging, lebhafter regt als in dem sogenannten Volk, trieb die nationale Partei zum Anlehnen an Preußen, und wenn ihr damals in dem Staat, der ihr Führer werden sollte, keine bewegende Kraft entgegenkam, so kann das doch die Sachlage nicht ändern; jener Instinct wird sich immer von neuem wieder geltend machen, so lange nicht entweder die Staaten ihre Natur ändern, oder Preußen durch äußere Gewalt aus der Reihe der Großmächte tritt. Auf diese unbestimmte Zukunft hin kann niemand speculiren; für jetzt empfindet die deutsche Nation jede Schwäche Preußens als eigne Schwäche, und sieht jedem Fortschritt Oestreichs mit Bedenken zu. Nur in einem Punkt geben wir Hr. Diezel Recht. Die kleinliche, unfruchtbare Opposition, die Preußen gegen Oestreich macht, ist eines historischen Staats nicht würdig und kommt der deutschen Nation nicht zu Gute. Bis es einmal zur ersten Entscheidung kommt, sollen die beiden Staaten, die so viele gemeinsame Interessen haben, Hand in Hand zu gehen suchen. —

J. S.

## Aus dem römischen Alterthume.

### Der öffentliche Tagesanzeiger.

Zu den zahlreichen wissenschaftlichen Fälschungen und Mystificationen, die von einem Theil des gelehrten Publicums gläubig aufgenommen und hüzig gegen kritische Angriffe vertheidigt worden sind, gehören zwei angebliche Fragmente einer altrömischen Tageschronik oder Zeitung, das eine aus dem Jahr 162, das andere aus dem Jahr 68 (vor Christus). Diese merkwürdigen Ueberreste antiker Journalistik sollen auf Marmorafeln gestanden haben, die im 16. Jahrhundert irgendwo zum Vorschein gekommen, seitdem aber wieder spurlos verschwunden wären. Trotzdem haben damals und später viele bedeutende Kenner des römischen Alterthums an ihre Authenticität unbedingt geglaubt, und es gibt noch heute namhafte Gelehrte, die nicht daran zweifeln. Sie enthalten politische Nachrichten und Stadtneuigkeiten und sind in der That recht geschickt erfunden. Von wem, ist mit Bestimmtheit nicht zu ermitteln, vielleicht von einem spanischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts Ludovicus Vives, aus dessen Papieren die ersten Abschriften jener angeblichen Marmorfragmente herrühren. Nirgend (Neapel vielleicht ausgenommen) sind so viele falsche Inschriften geschmiedet worden als in Spanien, und Vives war ein Grenzboten. IV. 1837.